Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 71 (1991)

Heft: 2

Artikel: Lob des Schweigens : über Sprach- und Begriffslosigkeit in geschichtlichen Umbruchzeiten

Autor: Schlögel, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164883

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Karl Schlögel

Lob des Schweigens

Über Sprach- und Begriffslosigkeit in geschichtlichen Umbruchzeiten

Sprache wiedergefunden

Das mittlere und östliche Europa, das geschwiegen hat, über Generationen und für ein ganzes Zeitalter zum Schweigen verurteilt war, hat seine Stimme erhoben und ist dabei, seine Sprache wieder zu finden. Man könnte die Umwälzung im östlichen und mittleren Europa auch beschreiben als die Rückgewinnung der eigenen Sprache, einer Sprache, die sich im Einklang befindet mit der Erfahrung der Generationen, die nicht aussprechen durften oder konnten, was ihnen widerfuhr; als die Wiederaneignung der Sprache in der Öffentlichkeit; als eine Sprachrevolution, die ihren produktiven Ausgangspunkt zuerst nur in den Zirkeln der marginalisierten Intelligenz hatte, die sich langsam ausgeweitet hat. Ein Wort ergab das andere; die Sprache war eine unschlagbare Waffe derer, die ansonsten ohnmächtig waren; diese Waffe, wenn das für eine Bewegung von Zivilisten überhaupt ein angemessener Ausdruck ist, hat auch dann gewirkt, wenn ihre Sprecher im Gefängnis eingesperrt oder ins Ausland abgeschoben waren. Es hat sich darin eine Erfahrung artikuliert, die das Erfahrungssurrogat der Nomenklatura und die offiziöse Sprache der Nichtübereinstimmung mit der Wirklichkeit, der Unwahrheit, der Lüge überführt und der Lächerlichkeit preisgegeben hat — ohne denunzieren zu müssen, sondern einfach durch das Aussprechen von Evidentem. Und als diese Sprache begann, aus den Zirkeln, aus dem engen Umkreis der Samizdat-Publikationen einzusickern in den öffentlichen Raum, da war die Sache der Freiheit eigentlich schon gewonnen, was nicht heisst, dass es nicht Schrecksekunden und die Neigung, in die Abschreckung zu flüchten, gegeben hätte. Aber die Lage der Dinge — kein Rückhalt mehr im Osten vor allem — und die zersetzende Kraft des Wortes hatten selbst den alten herrschenden Eliten ein Gefühl dafür vermittelt, dass es ratsam sei, eher an Abdankung zu denken als an Niederschlagung.

Das östliche und mittlere Europa hat seine Sprache wiedergefunden, und wir, die Zaungäste dieser Erfahrung, haben uns an dem Ausbruch von Witz und Wortspielen, der Kunst der Anspielung, die ein ganzes System der Lächerlichkeit preisgab, erfreut, waren Augen- und Ohrenzeugen einer

einzigartigen Glossolalie, vorgetragen von vielen Zungen, in Moskau, Wilna, Bukarest, Leipzig, Prag und Budapest. Ein Wortsturm, ein Ausbruch aus der alten Communiquésprache, die Rückkehr des lebendigen Wortes.

Die Kostbarkeit des sprachlosen Augenblicks

Warum also in einem solchen Augenblick über Schweigen sprechen? Warum sogar zu einem Lob desselben anheben? Der Sinn meiner Überlegungen ist: über eine Situation zu sprechen, in der die Sprache des Begriffs nicht mithält mit den Ereignissen, in der die Bilder vom Ort der Ereignisse das Wort überflüssig zu machen scheinen, eine Situation, in der es erleichternd sein kann, zu wissen, dass es kein Manko, sondern sogar ein Vorzug sein kann, wenn man diesen Augenblick des Nichtmehr und des Nochnicht aushält. Der Augenblick, in dem es einem die Sprache verschlägt, ist der Augenblick der Anomie des Begriffs, ein Raum, in dem die von lange gültigen Begriffen besetzten Stellen geräumt werden, ohne dass schon neue an ihre Stelle getreten wären. Es ist der Augenblick, in dem begriffs- und sprachorientierte Menschen sehr rasch Entzugserscheinungen bekommen, wenn nicht gleich Ersatz geschaffen ist, ein Augenblick der Leere, schwarz und dunkel, indem man ganz allein ist mit einer bisher nicht gemachten Erfahrung. Es handelt sich um eine Art Urerlebnis der Plötzlichkeit, das Hereinbrechen einer von allen lange erwarteten und dann doch alle irgendwie überwältigenden Lösung einer Spannung, die Europa denaturiert hat: den Augenblick einer glücklichen Katastrophe.

Man kann diese Chance verwerfen und sich den etablierten Interpretationszwängen fügen. Aber man vergibt sich damit wirklich etwas Grosses: der Erfahrung der Leere, die eintritt, wenn sich eine Sprache erschöpft hat und ein Begriff alt geworden ist. Der Erfahrung einer Gegenwart, die uns das nächste ist, derer man aber am schwierigsten habhaft wird. Die Gegenwart — Ernst Blochs *«Dunkel des gelebten Augenblicks»* — ist ein unsicherer Ort, unübersichtlich, wirr; wir sind plötzlich auf die Gegenwart hingestossen, jenen Augenblick, der zwischen einer vermeintlich übersichtlichen, weil hinter uns liegenden und daher abgeschlossenen Vergangenheit und einer Zukunft, die wir uns noch denken und wünschen können, solange sie nicht geworden ist, liegt. Wir müssen uns fallen lassen und können uns auf kein Vorurteil und kein Nachurteil zurückziehen. Uns kommt nichts zuhilfe, ausser unserer Geistesgegenwart, unserer Zuversicht, die Gegenwart ertragen zu können. Das Problem ist: wie finden wir eine Sprache für Vorgänge, die wir zum erstenmal erleben, für Bilder, die wir noch nicht gesehen haben, für Sprachen, die wir noch nicht kennen, für eine

Erfahrung, die wir nicht gemacht haben, wie finden wir eine Sprache für etwas, was noch kein Ende hat, wo noch alles offen ist, wo der Horizont auseinandertritt, wo die Welt, für die unsere Kategorien und Sprache bisher gültig waren, sinnlos geworden ist, ein Stück alter Erfahrung verkörpert, die nicht mehr zeitgemäss ist. Wie bewahren wir aber reine Erfahrung, die wir gemacht haben, die unser Leben geprägt hat, die aber plötzlich entwertet erscheint. Noch knapper: wie bewahren wir in einer Zeit des stürmischen Umbruchs, der aktuellen Handlungszwänge eine Reflexivität, die uns erlaubt, nach allen Seiten und auf uns selbst zu sehen und so das grosse Revirement unserer Gedanken-, Sprach- und Begriffswelt mitbetreiben zu können, das doch wohl fällig ist, wo sich alles um einen herum geändert hat. Ich möchte die Kostbarkeit des sprachlosen Augenblicks verteidigen, obwohl er solche Verteidigung eigentlich gar nicht nötig hat.

Bildwelt

Brauchen wir überhaupt den Begriff für das, was im letzten Jahr abgelaufen ist? Offenbar ist doch, dass wir Bilder zu sehen bekommen haben, die keines Kommentars bedürfen. Das Jahr des europäischen Umbruchs war vor allem ein Jahr der Bilder. Gewiss hat darin die moderne Kommunikationstechnik — vor allem das Fernsehen — eine bedeutende Rolle gespielt, nicht nur eine der passiven Widerspiegelung des Ablaufs der Ereignisse. Das Fernsehen hat den Handlungsraum geöffnet. Es hat jene Ubiquität der Ereignisse, die so stimulierend auf den Ablauf wirkte, vorgestellt. Es war das Medium der Synchronisierung und wechselseitigen Stimulierung der europäischen Bürgerrechtsbewegungen. Es hat gezeigt, dass das Ende der alten Ordnung nicht in Chaos, sondern in einer neuen Ordnung mündet — mit Leuten, die etwas zu sagen hatten und Vertrauen erweckten. Bilder haben die Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft, die jeder Anschauung eigen ist. Es gibt Bilder, die bedürfen keines Kommentars, sie sprechen für sich selbst. Und doch waren diese Bilder nur der letzte Akt des grossen Schauspiels, dessen Vorspiel und erste Akte uns entgangen sind, entweder weil der Grosse Vorhang uns den Blick versperrt hatte oder weil wir uns nicht dafür interessiert hatten, was hinter dem Grossen Vorhang gespielt wurde. Die Proben, inklusive der gescheiterten Generalproben, liegen Jahrzehnte zurück und an dem Text für das Stück, das sich jetzt vor unseren Augen entrollt hat, ist mehr als ein Jahrzehnt gearbeitet worden. Die dramatischen Bilder des letzten Jahres sagen also nichts gegen die Macht des Wortes.

Am Anfang war das Wort, das gilt für die sowjetrussischen Dissidenten der fünfziger und sechziger Jahre, für die Warschauer und Prager Intellek-

tuellen und Parteileute der sechziger und siebziger Jahre. Nicht allzuviele von uns kannten diese Texte, und noch weniger haben ihnen eine Chance gegeben, dass sie einmal wirklich aufgeführt wurden. Wir glaubten erst daran, als es so weit war, und da war es schon wieder zu spät. Wir wurden überrumpelt von etwas, was schon längst angekündigt war. Und nun neigen wir dazu, das Neue, das sich durchgesetzt hat, in Worte zu fassen, denen anzusehen ist, dass sie nicht angemessen und nicht zeitgmäss sind. Es gibt verschiedene Formen, auf diesen Einbruch eines geschichtlichen Augenblicks zu reagieren und mit ihm *«fertig zu werden»*. Es sind gewissermassen Auffangstellungen für das Unerwartete oder Nichtmehrerwartete, die Kapitulation vor dem Unerwartet-Neuen, Versuche, die tradierte Ordnung im Kopf aufrechtzuerhalten, wo sich Bilder des Neuen abzeichnen. Wir nehmen Zuflucht zu vergangenen Bildern und sehen überall nur ein déjà vu, wo etwas Neues geschieht; wir sprechen von der *«Wiederkehr der Geschichte»*, wo in Wahrheit ein Eintritt in die Gegenwart vor sich geht; wir bedienen uns des Analogieschlusses und sprechen von einer Situation *«wie 1848»*, *«wie nach Versailles»*, *«wie in der Zeit vor dem Krieg»*, weil uns die Originalität der neuen Konstellation überfordert; wir haben Visionen über die Gegenwart hinaus, weil das immer noch einfacher ist, als zu sehen, was vor unseren Augen vor sich geht; aber wir beschwören auch furchtbare Bilder, die dann, wenn das eintreten sollte, was wir aus historischer Erfahrung schon kennen, nur ein blasses Abbild sein werden. Das sind alles Versuche, mit etwas fertig zu werden, wofür sich der angemessene Begriff noch nicht eingestellt hat. Aber das déjà vu ist eine Täuschung, die Vision und Utopie nur ein Notbehelf. Am aufrichtigsten und wahrhaftigsten ist vermutlich der blosse Aufschrei, das Ah, das Oh des Staunens. Das Schlüsselwort für den winzigen Augenblick, in dem das Unerhörte und Ungesehene zum Alltag wird, war — in Berlin jedenfalls — *«Das ist doch Wahnsinn»* und der gegen das Überraschungsmoment Flankenschutz bietende Beisatz *«Das gibts doch nicht»*. Um die Rettung dieses Augenblicks und die Kraft, die darin liegt, geht es mir. Ich möchte ihn festhalten, d. h. ihn zur Kenntnis nehmen.

Die Zeitung: Das Protokoll des historischen Augenblicks

Es gibt ein Metier und ein Genre, das sich berufsmässig mit dem Augenblick beschäftigt. Es lebt davon, mitzuteilen, was geschieht. Es ist die Zeitung. Das wahrhaftigste und zugleich spannendste Buch, das über den historischen Augenblick des vergangenen Jahres geschrieben worden ist, ist die Zeitung. In diesem Medium ist vorerst der Augenblick gerettet, als Partikel, als Mitteilung.

In der Ecke stapeln sich die Zeitungen des vergangenen Jahres. Sie sind nicht im Altpapiercontainer gelandet. Sie profitieren von den Skrupeln des-

sen, der sich von ihnen nicht trennen kann. Auch Bücher wirft man nicht weg. Auch aus Büchern reisst man nicht Seiten heraus. Etwas von der Rücksichtnahme, die sonst nur Büchern gilt, entfällt nun auch auf die Stössen von Zeitungen, die unter ihrem eigenen Gewicht zusammensacken und zu vergilben beginnen. Mit Recht: der Stapel ist die Chronik der laufenden Ereignisse der Epoche, kein verstaubtes Archivstück; es ist der Bestseller, der keiner Reklame bedarf; es ist der Thriller aus der Feder einer schreibenden Hundertschaft, das Epos, das uns für viele Bücher, die nicht geschrieben worden sind, entschädigt hat. In dem Stapel steckt die Zeit, die jetzt schon verloren ist.

Das hat kein Autor fertig gebracht und natürlich auch kein Magier von Chefredakteur. Er hat nur das Protokoll arrangiert, die Melodie aufgezeichnet. Die Kette der Ereignisse selbst hat die Komposition des Werkes besorgt. Zum Text des vergangenen Jahres gehört alles, die Titelseite, die den historischen Augenblick proklamiert, und die Inseratenseite, in der die neue Geschäftsverbindung zeigt, dass es ernst geworden ist. Erst beide zusammen machen die neue Realität aus. Wir haben vor uns einen fortlaufenden Text, in dem alles so ist, wie es sein muss. Der Text hat viele Autoren und viele Schreibarten, die Annalen von heute werden in Büros mit Fernschreibern, Bildschirmen erstellt, nicht in den Zellen der alten Chronisten. Das garantiert Offenheit, Vielfalt der Form, wechselnde Beleuchtung. Die Zeitung des Jahrgangs 89/90 ist Dokument, Meldung, Augenzeugenbericht, Präsenz auf wechselnden Schauplätzen, Chronik, intimes Geständnis, Tagebuchnotiz, ungläubiges Staunen, polemischer Furor. Sie ist in Zeiten der Unübersichtlichkeit das Organ, das dem Leser die tausend Ohren und Augen ersetzt, und ihn zum Zeitgenossen macht.

Die Zeitungen haben nur Protokoll geführt, aber niemals vorher sind sie so begierig gelesen und studiert worden. Es gibt Weltgeschichte in Fortsetzung. Die Meldung ohne alle Zutat war die Sensation. Eine blosse Mitteilung konnte besagen: das ist das Ende einer Zeit und einer Epoche. Es bedurfte keiner Dramaturgie, keines literarischen Kniffs, man musste nur den Dingen auf der Spur sein. Die Zeitungen haben uns an Orte geführt, die es vorher nicht gab. Auf ihren Seiten dokumentiert sich der grosse Ortswechsel. Die Namen, die immer wieder auftauchen, ergeben einen Horizont, der anders ist als der, mit dem man zuvor vertraut war. Sie haben uns nur etwas gezeigt, aber wir haben mehr verstanden als nach der Lektüre eines Lehrbuches. Ihre Reportagen sind Berichte von Reisen in eine zu Ende gehende Zeit. Wir haben nur Zeitung gelesen, aber die Spannung, mit der es geschah, hatte etwas von der Spannung, die sonst nur bei der Lektüre von grossen Geschichtswerken, Romanen oder Abenteuergeschichten aufkommt. Wir wollten uns nur auf dem laufenden halten, aber was wir mitbekamen war: die Veränderung der Welt.

Historische Augenblicke sind keine Frage der Dauer. Der Augenblick kann die Sekunde sein, von der an alles anders ist, oder das Jahr, nach dessen Ablauf es kein Zurück mehr gibt. Die Zeitungen sind das Tagebuch dieser Augenblicke, der abgedrehte Film, der Protokollband der Zeitgenossen. Nun liegen sie da: Seite für Seite ein aufgeschlagenes Buch der entschwindenden Zeit, eine grosse Collage, an der doch nichts montiert ist. Kein Autor könnte so sicher sich zwischen und auf den verschiedenen Zeitebenen zugleich sich bewegen. Das Medium hält aus, was ein Einzelner nur schwer erträgt: die Spannung zwischen den Bildern, für die es noch keine Sprache gibt, und den Bildern, die ihre Aussagekraft eingebüsst haben. Wenn wir jetzt darin blättern, dann ist es: das Anhalten des Films, dessen Sequenzen wir kaum folgen konnten.

Jede Zeit hat ihr Genre, die Zeitung spürt das besonders. Sie spürt die Verlangsamung und Beschleunigung der Zeit am ehesten, sie kann sich nicht zurückziehen. Ihre Leute müssen vor Ort sein, und wenn sie auf dem laufenden sein wollen, dann müssen sie so beweglich sein, wie die Zeit des Umbruchs selbst. Man kann hier nur seinen Augen und Ohren vertrauen. Das was man sieht, ist wichtig, nicht das, was man schon einmal gesehen hat. Was man an Ort und Stelle hört, ist das Unerhörte. Der Reporter, der dabei ist, ist die Hauptfigur, an der alles hängt. Was er in professionell trokkenem Ton berichtet, beschämt die kühnsten Phantasien. Er tut nichts anderes, als Augenblicke im Moment ihres Verschwindens zu fixieren. Hier endlich zahlt sich aus, dass er der Profi für den Tag ist. Er arbeitet dort, wo es keine Geschichte und keine Zukunft gibt, sondern nur die Gegenwart, die es morgen schon nicht mehr gibt. Sie ist unübersichtlich, unfertig. Er kann sich auf das Wissen derer, die danach alles besser wissen, nicht zurückziehen. Er geht das Risiko der offenen Situation ein. Zum ersten Mal erweist sich Gedächtnislosigkeit als Vorzug, und ein Weniger an Geschichte wirkt sich zugunsten der Gegenwart aus.

Die Tatsache gilt, auch wenn sie den Rahmen des Vorgestellten oder Vorstellbaren sprengt. Der Gedanke, der den Dingen hinterherhinkt oder sie überflügeln will, der das Gesetz der Geistesgegenwart missachtet, verrät sich im Ton. Er ist larmoyant und nostalgisch, vorwurfsvoll und besserwisserisch, forciert und überanstrengt. Der Gedanke, der Schritt hält, hält Schritt, ist bloss angemessen, *«entspricht dem Gang der Dinge»*. Das ist das Schwierigste: die Gegenwart zu ertragen, ohne sich zu flüchten in alte Zeiten oder in rosa oder schwarze Zukunftsbilder. Aber es gab auch Stimmen, die standhielten: sie sagten im rechten Augenblick, das was zu sagen war — nicht mehr und nicht weniger.

Die Zeit ist unerbittlich. Sie macht Sätze, die einmal einen Sinn gehabt haben, sinnlos. Sie gibt Sätzen, die sinnlos gewesen sind, plötzlich eine Bedeutung. Man lernt genauer zu unterscheiden, was ein Gespensterkampf

von gestern ist und was für die heute Lebenden wichtig ist. Wo die Meldungen vom Ende des status quo gedruckt sind, wird das Sprechen im alten Ton schrill. Man muss sich jetzt auf verschiedenen Ebenen bewegen, wenn man sich verständlich machen will. Man kann jetzt, da die Leute selber sprechen, aufhören, ihr Stellvertreter zu sein.

Statt des grossen Entwurfs: Bilder und Töne für die Welt «danach»

Die Zeitungen, der Wirklichkeit auf der Spur, haben die Gedankenwelt der Bücher überholt. Die Bilderwelten, die sie produziert haben, sind das Rohmaterial für eine neue Gedankenwelt. Auf die Reorganisation des Raum-, Zeit- und Bildhorizonts folgt die Revision der Gedanken. Die Zeitungen führen uns Gesellschaftsanalyse in processu vor, in ihren Mitteilungen kann man Verfallsgeschwindigkeit, relative Stabilität und Zusammenbruch am lebenden Objekt studieren. Öffentlichkeit als gesellschaftliche Autopsie. Sie zeigen einen Ablauf der Ereignisse, von dem noch nicht gewiss ist, wie er ausgeht. Sie stellen, indem sie den Zusammenhang all dieser Fakten recherchieren, den neuen Zusammenhang her, der den alten sprengt. Die Zeitung des Jahrgangs 1989/90 liefert Bilder, aus der das Weltbild «danach» entstehen wird. Sie ist das Medium der grossen Revision. Mit dem Eintritt in die Gegenwart kommt das Vergessen, und mit dem Vergessen wird ein neuer Blick zurück aktuell. Sie ist die tabula rasa, auf der sich die Konturen der neuen Lage einzeichnen. Einfach so, nur dem Gang der Dinge folgend. Ein Tableau ohne Rahmen und ohne Konzept, ohne Wegweiser irgendwohin. Ein solches Opus verlangt vom Leser viel — aber dafür bekommt er, was es nicht alle Tage gibt: Epochenwechsel in Zeitlupe. Jede Generation würde uns beneiden um die Anschauung, die uns geboten wird.

Die Bildsequenzen und die Protokoll-Lawinen, die über uns hereingestürzt sind, sind der Stoff, aus dem unsere Gegenwart heraustritt. Wir sind damit vollauf beschäftigt. Aber manchen ist das zu wenig, sie wollen schon wieder aufs Ganze, wo wir doch gerade die Erkenntniskraft, die im Fragment liegt, zu spüren bekommen haben. Es geht schon wieder um eine Ordnung im Kopf, eine ausgedachte Ordnung, wo die wirkliche noch gar nicht Zeit gefunden hat, zu wachsen. Aber dieses der Zeitvorausseinwollen ist nur die Fortführung der alten Routine, die Angst hat, aus dem Tritt zu geraten und sich auf neue Gedanken bringen zu lassen. Schon steht ein Heer bereit, das den historischen Augenblick in die Akten einsortiert und zur Tagesordnung übergeht. Für jeden ist etwas dabei: für die Soziologen Genesis und Vergehen einer historischen Formation, für die Politologen die nun offen und unverhüllt daliegende kristalline Superstruktur eines totalitären

Systems, für Philosophen die Irrungen und Wirrungen des ideologischen Bewusstseins, für die Kunstwissenschaftler das ruinierte Gesicht europäischer Kultur, für die Touristen neue Zielpunkte, für die Geschäftswelt neue lukrative Verbindungen, für die Historiker die Übernahme gewaltiger Archivmassen. Eine ganze Generation ist mit Arbeit eingedeckt, der Augenblick, der alles, auch uns verändern könnte, ist dingfest gemacht, gesichtet, geordnet. Der horror vacui, das wilde Tier, ist gezähmt.

Das Wertvolle des erlebten Augenblicks ging so in der Routine eines intakt scheinenden Betriebes zugrunde: die Erfahrung der Offenheit, der kurze und erschütternde Kontakt mit der Irregularität der lebendigen Kräfte, aus der alle Geschichte gewirkt ist. Wir verwerfen die Gunst, die uns der kairos geschenkt hat. Wir gehen ziemlich verschwenderisch mit dem Privileg der Zeitgnossenschaft, wir flüchten aus dem Augenblick anstatt ihn auszuhalten.

Dabei verdanken wir ihm alles: Wir merken, dass es Dinge gibt, die sich anbahnen, für die wir kein Organ hatten. Wir sind Wortmenschen, die an eine Sache erst glauben, wenn sie verkündet wird, und übersehen dabei, dass den grossen Worten lange Inkubationsperioden vorausgehen, in der die Veränderung der Gestik, die Veränderung der Fussnoten, ein neues Minenspiel, eine aus dem Takt geratende Routine und eine noch unsicher wirkende Improvisation die geschichtliche Umwälzung anzeigen. Das Finale des Übergangs kam mit Pauken und Trompeten, aber entschieden war alles vorher — in eher leisen Tönen; das Neue versteckte sich in einer alten, ausgelaugten Sprache. Bekanntestes Beispiel: perestrojka, dieses alte, von Stalin schon gebrauchte und von millionenfachen Enttäuschungen abgenutzte Wort. Wir vertrauen Begriffen und Formeln mehr, als dem Diffusen, auch wenn die Formel längst bedeutungslos geworden ist und sozusagen in der Luft hängt. Als Angehörige einer Wort- und wortreichen Kultur haben wir verlernt, darauf zu achten, dass noch bevor etwas Wort geworden ist, viel passiert sein muss. Wir sind substantialistisch auf das *«Was»* fixiert und messen dem *«Wie»,* das manchmal aussagekräftiger ist, kaum Bedeutung bei. Wir merken, dass wir abgestumpft sind und nur noch auf fix und fertige Bilder reagieren; wir sind nur noch zu saturieren, wenn wir Resultate haben, nicht aber die Spur, die dorthin führt. Wir ruhen nicht eher, als bis wir alles auf den Begriff gebracht haben.

Der Zusammenbruch des ancien régime im östlichen Europa reisst auch das ancien régime der Gedanken mit sich, das sich auf es eingestellt und an es angelehnt hatte. Mit anderen Worten; es gibt genug Gründe, auf unserer Seite innezuhalten und dem horror vacui sich auszusetzen, und nicht gleich zur Tagesordnung überzugehen. Wir sollten es geniessen, welche Kraft darin liegt, nicht mehr alles einem System oder einem Begriff unterordnen zu müssen und wir sollten vor der Anstrengung des Begriffs, die jetzt über-

all zu spüren ist, endlich froh sein, dass man auch ohne sie leben kann. Osteuropa, wenn es nicht schon vorher eine Fiktion war, ist zu Ende, damit aber auch Westeuropa. Die Spannung, die die ganze geistige Ökonomie der west-östlichen Kultur geprägt hat, ist fort, wir sind kein System mehr, sondern nur noch ein Ort; wir sind kein Gegenpol mehr, sondern nur ein Punkt unter und neben anderen. Wir sind nicht mehr die beste aller denkbaren Welten, sondern eine unter anderen, eine ziemlich privilegierte zudem. Wir sind vielleicht wirtschaftlich stark, aber um ein Definitionsmonopol kämpfen zu müssen, ist sinnlos geworden. Wir haben Recht behalten, aber post festum, wenn der Gegner aus dem Rennen geworfen ist, ist so etwas ein leerer Triumph. Wir können vorerst nur Schlüsse ziehen für uns selbst, denn die anderen brauchen unsere Stimme nun nicht mehr. Wir haben unsere Erfahrung und sie die ihren. Die malträtierte Seele ostwärts braucht nicht unsere Begriffe, sondern unser Gehör. Die Leute im Osten brauchen keine Aufklärung von aussen, sondern leisten sich endlich selber eine. Europa hat nicht *den* Weg, sondern ist offen für viele Wege. Wir müssen uns eine Erfahrung aneignen, die in anderen europäischen Regionen gemacht wurde, ohne dass es zu einer Enteignung dieser Erfahrungen kommt. Wir müssen eine Sprache finden, die präzis genug ist, um die je besonderen Erfahrungen zu artikulieren, aber elastisch genug, um eine doppelte Erfahrung in sich aufnehmen zu können, eine Sprache, in der sich die vom Stalinismus und Nationalsozialismus bedrohte und betrogene Generation verständigen kann und in der die Paradoxien des Kalten Krieges als kongruente Erfahrung einer Region zur Sprache gebracht werden können. Wir müssen im Westen aufhören den starken Maxe zu spielen und eben tun, was wir tun können: sprachlich heisst das: einen Ausdruck für das zu finden, was vor sich geht: einen Fortschritt, der in der Katastrophe enden kann oder eine Regeneration Russlands, die ohne eine Katastrophe nicht zu haben ist. Man muss den Dingen erst die Melodie ablauschen, bevor man selber ihnen eine vorsingen will. Man muss jetzt, wo alles auf das neue Europa hindenkt, erst einmal zurückgehen zum gespaltenen und beschädigten. Man muss, wenn man über die neue Zeit, die jetzt kommen soll, noch einmal über die Spätzeit Westeuropas und Osteuropas nachdenken. Man braucht nicht vorschnell das Ganze zu konstruieren, wo man vorerst nur Trümmer vor sich hat. Das Fragment trägt zum Ganzen oft mehr bei als ein *grand design.* Der Zukunft ist vielleicht mehr geholfen, wenn sie im Indikativ Futur gedacht wird anstatt in futuristischen Projekten, die doch nur aus der Verlegenheit geboren sind. Wir reden das richtige Wort nicht herbei; wir haben Zeit zu warten, bis es sich einstellt, wie von selbst und nebenher, wenn es so weit ist — nicht früher und nicht später.